

Eine Publikation der Heinrich-Böll-Stiftung, September 2020

BÖLL.ESSAY

# Nachgeblätterte Zeiten

Ein subjektiver Rückblick  
auf die Jahre von 1974 bis  
zur Gegenwart

ANDREAS KOZIOL

# Nachgeblätterte Zeiten

Von Andreas Koziol

## Inhaltsverzeichnis

1974 – 1978	3
1979 – 1985	6
1986 – 1989	11
1990 – 2000	20
Ab 2000	24

*Von «Wendepunkten» ist in letzter Zeit vermehrt die Rede. Tatsächlich ist in vielen Bereichen etwas in Bewegung gekommen. Aber wohin geht die Reise, wohin sollte sie gehen? Gerade in Krisenzeiten kommt es darauf an, die Lage der Welt und des eigenen Gemeinwesens besser zu verstehen. Die Heinrich-Böll-Stiftung will deshalb mit ihrer Reihe Böll.Essay Texte präsentieren, die unsere Aufmerksamkeit verdient haben: als Anregungen, Analysen und Wegbeschreibungen.*

## 1974 – 1978

Wer sich in Familie begibt, der kommt darin um, sagte sinngemäß H. v. Doderer. Ein verstörend wahrer Satz, der seine bedauerliche Gültigkeit auch dann nicht verliert, wenn man die Familie verläßt. Ich hatte mit Siebzehn die Familie verlassen, und sie hatte keine Zeit, mir nachzulaufen, weil sie zu sehr mit ihrer Selbstzerstörung beschäftigt war. Niemand war daran schuld, was wiederum niemand wahrhaben wollte, und so ging es zunächst einmal nur darum, einem Mechanismus zu entkommen, der den eigenen Selbsterhaltungstrieb zu ersticken drohte. Ohne Vertrauen in andere kann der Mensch nicht leben. Jedoch – überhaupt kein Vertrauen? Das war der springende, nein, der wie von Geburt an tote Punkt: Überhaupt kein Vertrauen. Nicht mal in sich selbst. Die Wurzel des Selbstvertrauens ist die Familie, und wenn die schon zusammenbricht, noch ehe man auf eigenen Füßen steht, wird man schnell zum Blindgänger. Den explosiven Kern des Problems zu begreifen wäre für einen Siebzehnjährigen ein bißchen zu viel verlangt gewesen, ich war mit Siebzehn lediglich ein introvertierter Nestflüchter auf der Suche nach Gleichgesinnten, wie das damals hieß. In den familiären Geflechten war kein wesentlicher Unterschied zum Staat auszumachen. Der leibliche Vater stand für ihn, die leiblichen Brüder ordneten sich nahtlos ein, Marschrichtung sozialistische Zukunft. Ich paßte nicht ins Glied. Kein Mensch wußte warum. An der Erziehung konnte es nicht liegen. Es gab entsetzliches Theater, in dem mir die Rolle des schwarzen Schafs der Familie zuwuchs. Das schmerzte und war mir eigentlich zu blöd, aber ich tat ihr den Gefallen. Wer mich einen arroganten Nestbeschmutzer nannte, dem antwortete ich mit Karl Kraus: Im Gegenteil, ich bin der Vogel, *den* sein Nest beschmutzt. Geht weg, die Zeit der Schläge dafür, daß ich aus eurer Art geschlagen bin, ist vorbei. Du landest im Gefängnis, wenn du so weitermachst. Umso besser, dort sitzt die Elite. Nun ja, das waren Sprüche zur Selbstverteidigung. Vorbestrafte zählten allerdings einige zu meinem frühesten schul- und familienfremden Freundeskreis. Nur hatten die nicht aus politischen Gründen, sondern wegen organisierter Bandenkriminalität gesessen und waren damals gerade wieder auf freien Fuß gekommen, eine Generalamnestie anläßlich des 25. Jahrestags der Staatsgründung gab ihnen die viel zu früh verspielte Bewegungsfreiheit wieder zurück. Wer den Staat ablehnte, sich die Haare lang wachsen ließ, Gedichte las, wem British Underground und Krautrock keine böhmischen Dörfer waren, den hielt ich für «meine Leute». So einfach war das mit den Wahlverwandtschaften zu Beginn der 70er Jahre. Ich lebte in Suhl, Südthüringen, äußerste DDR-Provinz; der Westradioempfang war in dieser Gegend hervorragend. «Meine Leute» waren also bunt gemischt. Die wenigen, die mein reges Interesse an Literatur teilten, hörten ausschließlich klassische Musik. Und unter den auch nicht zahlreichen Liebhabern experimenteller Rocktöne fand sich wiederum keiner, der geistig ernst genommen werden wollte. Als einer, der von den Seinen bisher nicht mit Verständnis verwöhnt worden war, träumte ich von einer großen Übereinstimmung jenseits der staatlich verordneten. Trotziges Anderssein als Antwort auf spießigen Konformismus erschien mir als ebenso falsch wie Anpassung als unmöglich. «Irgendwie schon» sehnte sich meinesgleichen nach einer Verbindung von Hoch- und Popkultur, ohne ahnen zu können, daß der progressive Zeitgeist in den

kommenden Jahrzehnten die Unterschiede allmählich aufweichen und trendkonform planieren würde.

Es ist nicht wirklich gut, wenn Träume wahr werden. Die Realität wird zumeist davon mondsüchtig und am Ende erkennt man beides nicht wieder, weder den Traum noch die Realität. Ich empfand mich damals nicht als Künstler, auch nicht als angehenden. Aber mein irgendwo zwischen Leseratte und außerirdischem Kleinbürgerschreck à la *The Village of the Damned* changierender Habitus führte bei den literarisch begeisterten Freunden zu der Meinung, daß ich eigentlich ein Dichter sei, nur viel zu schüchtern, um mit Proben seines Talents herauszurücken. Ein Mißverständnis, das mich unter Rechtfertigungsdruck setzte und den Wunsch hervorrief, wenigstens Gedichte zu simulieren, etwa so, wie man einen Ausweis fälscht. Aber es funktionierte nicht. Mein Respekt vor echter Poesie erlaubte es nicht, sich Scheinlyrik aus dem Kreuz zu leiern. Gleichzeitig bewunderte ich jeden Altersgenossen mit einer lyrischen Ader, las alle möglichen handgeschriebenen oder mit der Schreibmaschine getippten Gedichtblätter, die mir unter dem Siegel der Absonderung von der «grauen Masse» gezeigt wurden und kam mir dabei wahrscheinlich vor wie ein Anwalt ohne Zulassung. Gewiß enthielten jene Blätter nichts Durchschlagkräftiges, aber sie berührten mich mit ihren Gebärden des verwickelten Eigensinns. Das konnte auch kaum anders sein, da ich mit jedem Akt des Ausscherens aus dem sozialistischen Gleichschaltungskreislauf sympathisierte. Die gesellschaftlichen Vorgaben zum Wohlverhalten, bei deren Verinnerlichung sich der eigene Organismus ab einem bestimmten Alter übergeben mußte, waren ja allesamt lächerlich. Weil ihre Wächter die unfreiwillige Komik ihrer eigenen Überzeugungen nicht zu verstehen schienen, hatte man ihnen als Schüler manchmal den Spiegel vorzuhalten versucht, indem man zum Beispiel im Staatsbürgerkundeunterricht die propagandistische Rhetorik gezielt auf die Spitze trieb. Dabei entstanden Effekte, die die halbe Klasse zum Lachen brachten. Aber es wurde bald öde, die Macht beim Wort zu nehmen, sie fuhr einem dafür nur umso sinnloser über den Mund.

Eulenspiegeleien ähnlicher Motivation sollten mir etliche Jahre später in frühen Gedichten von Bert Papenfuß wiederbegegnen. Darin zitierte er beispielsweise Textfragmente von Arbeiterkampf- und FDJ-Liedern, trieb auch diskretes Allotria mit leeren Phrasen und Druckfehlern in Zeitungsartikeln. Dazu vermischten sich in seinen Versen Elemente aus Sprichwörtern, aus Regionaldialekt und Jugendjargon, aus englischen Rocklyrics, aus Barockdichtung, aus Mythologie und Elektrotechnik und weiß der textanalytische Kuckuck welchen modernen und vormodernen Quellen sonst noch. Auf seine Art war er bereits postmodern, bevor man in der DDR überhaupt daran denken konnte, die Moderne der Vorkriegszeiten nachzuholen.

Aber ich will nicht vorgreifen auf Interna der Künstlerszene im alten Prenzlauer Berg, sondern mich in dieser Rückschau erst einmal aus der Schule kommen lassen. Nach deren Abschluß eröffnete sich eine unerwartete Perspektivlosigkeit, die sich durch mein gestörtes Verhältnis zum Gleichschritt während des anschließenden Grundwehrdienstes noch

vertiefte. Die Bewerbungsunterlagen für eine DDR-Universität sahen zwingend eine sogenannte Armeebewertung vor. Die meine stempelte mich als einen «Feind der DDR» ab. Einerseits fast schmeichelhaft, verschloß sie mir andererseits die staatliche Unität. Ich orientierte mich neu und begann ein Theologiestudium an einer kirchlichen Hochschule, dem Katechetischen Oberseminar Naumburg; dafür brauchte es kein militärisches Führungszeugnis, allerdings eine Taufurkunde. Die zunächst noch fehlte, weil ich als Kind von überzeugten Atheisten naturgemäß ein Heide war. Bis heute erfaßt mich ein ungläubiges Staunen angesichts von Westdeutschen, die davon erzählen, wie sehr sie unter ihrer religiösen Erziehung gelitten hätten. Andere Länder, andere Sitten. Meine sogenannte Erwachsenentaufe habe ich, trotz bald zu Tage tretender Pfaffenallergie, nie bereut. Im Westen deuten manche die Taufe nachträglich zum Versuch, ihren Lebensfunken zu löschen, um, mir hingegen wusch sie die ideologische Asche aus den Poren meiner jungen Existenz. Die erziehungsdiktatorischen Unsitten, die an Erweiterten Oberschulen in der DDR zu Beginn der 70er Jahre herrschten, kann man am besten in Reiner Kunzes Episodensammlung *Die wunderbaren Jahre* nachlesen. Ich weiß, daß bei Versicherungen des Authentischen immer Skepsis geboten ist, möchte aber trotzdem behaupten, daß es vermutlich kein anderes Buch gibt, das den kryptofaschistischen Ungeist von pädagogischen Praktiken jener Zeit mit mehr Wahrhaftigkeit dokumentiert.

## 1979 – 1985

Nach einem Umzug an den Rand von Ostberlin zog es mich bald in den Prenzlauer Berg. Von dort aus lief dann alles weitere wie von selbst. Eine Begegnung ergab die andere, hinter den Türen von Cafés, Kneipen und Privatwohnungen rumorten die interessantesten Mikromilieus. Man ging unaufhörlich ein und aus, schloß über die Jahre wie auf einer endlosen Feier viele Bekanntschaften mit Künstlern, Studenten, Systemkritikern, Theaterleuten und verkrachten Existenzen, manche davon lokale Berühmtheiten, die ihren Ruf als trinkfeste Felsen in der Brandung einem einstigen Karriereknick verdankten. Es war eine stickige, zwischen Euphorie und Depression schwankende Begegnungsatmosphäre, durchsetzt von Ärger mit dem Staat, von Hoffnung auf baldige Ausreise aus der DDR, von sozialutopischer Schwarmgeisterei und hedonistischen Eskapaden. Aus späterer Sicht ließe sich sagen, daß diese illustren Lach- und Trinkgesellschaften von nichts anderem zusammengehalten wurden als von den Vorzeichen ihres eigenen Zerfalls. Die Dichter nicht zu vergessen, die mich damals anzogen wie einen, der unbedingt für einen anderen, nicht mehr Mitkommenden, ein großes Lebensversprechen einlösen möchte. Der nicht mehr mitkommende Andere war ich selbst, so eine Art von Ich-ist-ein-Anderer-Aspirant. Vernarrt ins Gedicht. Das lyrische Genre ächzte zu jenen Zeiten unter der Last der ihm aufgedrängten Bedeutung als gesellschaftskritisches Weisheitsorgan. Über den Sinn des Auftrags schieden sich die Geister und hackten gegenseitig aufeinander herum. Ein Touch von Dekonstruktivismus mischte sich in die Zugluft der Lage zwischen Tür und Angel. Es war so, als wollte die Situation zwischen Innen und Außen Wurzeln schlagen. Besonders um 1980 schien die Zeit auf allen herkömmlichen Ebenen ihrer Meßbarkeit stehengeblieben zu sein. «Weißt du, wie spät es ist?», fragte Bert Papenfuß einmal einen Passanten auf der Straße. «Hau bloß ab!», lautete dessen Antwort. Endzeitstimmung. Gott war Geschichte. Geschichte im doppelten Sinn des Worts. Paranoia lief frei herum, Vernunft saß hinter Gittern. Abends gähnend leere Straßenschluchten und wildes Westfernsehgeflimmer in den Fensterscheiben. Dafür bei manchen privat organisierten Dichterlesungen ein Menschenandrang schon in den Treppenhäusern. In den Wohnräumen ging es zu wie in den öffentlichen Verkehrsmitteln zur Stoßzeit. Gelegentlich mußte man ab Hauseinfahrt durch ein Spalier von herumlungernenden Stasibütteln, wie zum Beispiel vor illegalen Lesungen, die der Dichter Frank-Wolf Matthies gemeinsam mit seiner Frau Petra veranstaltete, den immer direkter werdenden Einschüchterungsversuchen des Machtapparats zum Trotz. Matthies verweigerte jede Anpassung. In seiner Lyrik erwies er sich als ostdeutscher Nächstverwandter von Rolf Dieter Brinkmann und Yaak Karsunke, seine Prosa erinnerte entfernt an den schwarzen mathematischen Humor von Samuel Beckett. Matthies machte seinen Ekel vor der SED-Diktatur fast zur heiligen Mission. Zum Beispiel begann er einen offenen Brief an den Minister für Staatssicherheit mit den Worten: «Ich wende mich an Sie, da Sie der einzige Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes sind, der mir namentlich bekannt ist.» Er war einer der wenigen Schriftsteller, die sich im wahrsten Sinne des Wortes «um Kopf und Kragen» schrieben, lehnte noch den kleinsten Kompromiß mit der staatlichen Verlagszensur ab und mußte sich zuletzt inhaftieren und nach Vorlegung eines

erpresserischen Ultimatum mitsamt seiner Familie in den Westen nötigen lassen, um so eine mehrjährige Haftstrafe zu vermeiden. Von ihm, der von jeher im Prenzlauer Berg wohnte, führte kein Weg in andere Versammlungsgründe des Prenzlauer Bergs, vielmehr trafen sich auf seinen Wohnungslesungen zunächst Teile dessen, was später, wenngleich auch nur im Sprachgebrauch westdeutscher Feuilletons, «Szene» genannt werden sollte. Mit seiner Ausreise endete ein kurzes, vor konspirativer Hochspannung und permanenten Verhaftungsängsten knisterndes Interim zwischen der gelähmten Zeit nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann und den vergleichsweise aufgelockerten Jahren ab 1981.

Vorerst aber stellte sich mir alles weitere, was nach der Vertreibung von Frank-Wolf Matthies (dem letzten Wolf, der den Bonzen die Zähne gezeigt hatte) an Möglichkeiten zur Besichtigung staatsabgewandten künstlerischen Treibens übrigblieb, als ein nunmehr endgültiger Kahlschlag dar. Der Prenzlauer Berg hatte in meinen Augen eine Weile nur noch den Charakter einer von allen guten Geistern verlassenen Gegend, in der sich schlaue Ratten und eitle Füchse, putzige Eichhörnchen und schräge Vögel gute Nacht sagten.

Dieser persönliche Gefühlsnachtrag tut gewiß vielen unrecht, vor allem den echten und zum Teil sehr eindrucksvollen Malern und Schreibern, die ja auch nicht wissen konnten, ob der überall spürbare Zerfall des Mangelwirtschaftssystems nebst gleichsam friedhofspolitischem Kulturmanagement nicht nur ein endloser Alptraum war, aus dem man lediglich mittels Stellung eines Antrags auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR erwachen konnte. Seltsamerweise gingen unter den Dichtern während der 80er Jahre erst einmal nur noch solche in den Westen, die, ich weiß nicht mehr nach welchen Kriterien, mit ihrem Können als zweitrangig eingeordnet worden waren. Mit Bewertungen war das so eine Sache. Man versuchte, ästhetische Qualitätsdiskussionen zu führen, aber letztlich erlebte ich das nur so, daß jeder auf seinem eigenen Haufen an angelesenen oder aus eigener tiefster Manteltasche geholten Kriterien hockte und sich nicht weiter daran störte, daß er kein Maß für andere setzte. Wir waren schließlich kein Zirkel schreibender Studenten, Arbeiter oder Hausfrauen. Die marxistische Germanistik sagte uns überhaupt nichts. Und niemandes Vergangenheit hatte etwas mit den so genannten Poeten-Seminaren zu tun, die von der FDJ organisiert wurden, um junge Talente für den kulturpolitischen Bedarf an Nachwuchspanegyrikern heranzubilden. (Von denen gab's mehr als genug, eine von den besonders Begabten brachte es zu einer traurigen Berühmtheit, indem sie sich der Stasi unter dem Decknamen «Hölderlin» zur Bespitzelung von Sarah Kirsch andiente. Ich habe Sarah Kirsch noch vor Augen, wie sie unmittelbar nach einer ersten Einsichtnahme in ihre Stasi-Akte vor eine Fernsehkamera tritt und mitteilt, daß sie unter den Decknamen der auf sie angesetzt gewesenen Spitzel auch den Namen «Hölderlin» entdeckt habe und nun aber wirklich einmal wissen möchte, «welches Schwein» die Schamlosigkeit besessen hat, ausgerechnet unter diesem Namen in ihrem Privatleben herumzuschnüffeln.) Die Qualitätskriterien waren freilich nicht suspendiert, sie wollten nur keinen Rahmen ergeben, in den jeweils mehr als einer gepaßt hätte. Der eine stöberte in programmatischen Manifesten vergangener Avantgarden, kopierte deren dogmatischen Duktus, reicherte ihn mit eigenen originellen Bildern an, und schon hatte er ein literarisches Produkt, bei dessen

beherztem Vortrag das Publikum sich in einen vergnügt lachenden und einen gereizt abwinkenden Teil spaltete. Es war nie eindeutig herauszufinden, warum etwas als gut, «genau auf die Situation passend», oder völlig verfehlt, «nur alten Wein in neue Schläuche gießend», beurteilt wurde. Ein anderer schrieb Gedichte von metaphernfreier, kristallklarer Introspektivität, jedes einzelne ein selbstreferentieller und dabei doch zutiefst menschlich anrührend klingender Wortspielautomat, und wenn er sie vorlas, hatte man den Eindruck, als würden da nur Perlen vor die Säue geworfen. Ein dritter machte sich zum clownesken Paradiesvogel, trug in liturgie-ähnlichem Singsang die buntesten Assoziationsgirlanden vor und erntete damit regelmäßig große Heiterkeit bei den Zuhörenden. Strich man längere Zeit in der «Szene» umher, so entdeckte man unter dem Firnis des gegenseitigen Wohlwollens auch Mißgunst, erfuhr zuweilen mit Verblüffung, daß der eine «mit den Sachen» des anderen im Grunde «nichts anfangen» konnte. Aber das schien in Ordnung zu gehen, schließlich lag der Konsens nicht im ästhetisch Programmatischen, sondern in dem dunklen Bewußtsein, daß man eigentlich in einem Chaos aus Fliehkräften steckte, die nur darum noch übereinanderstolperten, weil die kreativen Freiräume innerhalb der geschlossenen Anstalt namens DDR auch den Charakter von Transitzonen hatten. Übergangsgesellschaft. Abschiedsgesellschaft. Westward-ho-Gesellschaft. Und im übrigen wettet ohnehin kein tatsächlicher Künstler auf andere Künstler, sondern stets auf sich selbst. Der innere Streit um Qualität trug sophistischen Charakter, obwohl er sich (mit oder ohne Konfuzius) als «Richtigstellung der Begriffe» verstehen wollte. Entleerte Begriffe jedoch kann man drehen und wenden wie man will, und so klapperte der ganze Umwertungskomplex, von dem einige, vielleicht auch nur zu sehr von Nietzsche gebissene junge Geister ergriffen waren, in einem nervtötenden Leerlauf. Man machte gelegentlich das Beste daraus, indem man es einfach mal gut sein ließ, oder, das bekamen die Frechsten fertig, man erklärte das eigene Machwerk zum Gemachten, also rein etymologisch zur Poiesis, folglich zur wahren Poesie und setzte dabei auf das sprachlose Erstaunen des geneigten Lesers oder sonstigen Notgemeinschaftsgenossen. Der Hang zum Wortspiel rührte aus unterschiedlichen Gründen von Sprachlosigkeit; der für fast jeden offensichtlichste Grund war die Schönfärbung der grauen Realität durch die Sprache der Diktatur. Weil die Diskrepanz zwischen propagierter und tatsächlicher Realität so evident wie stumm war, funktionierten zur Not auch Gedichte, die aus nichts als Schlagzeilen aus dem *Neuen Deutschland*, dem zentralen Presseorgan der SED, bestanden. Mit dieser Technik des Nachäffens verbaler Machtgesten wurde dann ein Maximum an Subersivität erzielt, welche wiederum nur die eigenen Reihen erschütterte: dort war man entweder sauer über so viel gewaltsamen Verzicht auf Poesie oder ergriffen von so viel Mut zur Wahrheit aus nichts als Lügen.

In den 60er Jahren konnte ein positives Urteil über ein neues Gedicht noch so lauten: «Das ist wahr.» In den 70ern hieß es bestenfalls noch: «Das ist gut.» Und in den 80ern war ein: «sympathisch» schon die höchste verleihbare Anerkennung. Bis zu welchen Attributen des Erbarmens über ein lyrisches Wortkunstwerk die Kette der intuitiven Urteilsfloskeln mittlerweile ausgefranst sein mag, entzieht sich meiner Kenntnis.



Solange es die DDR gab, konnte ich mich nie dazu aufrufen, «etwas von mir» an einen Verlag oder eine Presseredaktion, nicht mal an eine kompetente Privatadresse zu schicken. Die Angst vor Ablehnungen war zu groß, so als könnten Ablehnungen die Vernichtung von Existenz bedeuten. Man lebte zwar nicht gerade in einer Ellenbogengesellschaft, eher in der Gesellschaft von geballten Fäusten in den Taschen. Und in einem Zustand der Überwachbarkeit. Manchmal trug ich Texte anderer aus, zum Beispiel einmal die Durchschlagskopie eines offenen Briefs, den der grandiose Dichter Wolfgang Hilbig an den Kulturminister gerichtet hatte. Ich trug sie auf die Bitte Hilbigs zur Adresse von Adolf «Eddi» Endler, dem *Tarzan vom Prenzlauer Berg*. Nebenbei bemerkt enthielt die Bezeichnung «offener Brief» eine Sinnwidrigkeit: Keine Zeitung in der DDR hat je den offenen Brief eines regierungskritischen Autors gedruckt, und allein eine Veröffentlichung im Westen schützte seinen Verfasser einigermaßen vor dem Gefängnis (aus welchem Hilbig damals gerade erst entlassen worden war). In Endlers Küche, die man direkt durch die Wohnungstür betrat, hing ein dickes, zu einer Galgenschlinge geformtes Seil an der Wand über der Spüle, und neben dieser stand ein alter Kinderwagen, der als Archiv für den Feuilletonteil der *Hamburger Zeit* diente. Der Anblick des Kinderwagens zog mich magisch an, weil ich als Wickelkind in einem fast identischen Modell gelegen hatte, und weil der Inhalt einen Lesestoff von Seltenheitswert versprach. Die Galgenschlinge hing dort als Symbol für Endlers eigene schwarzhumorige Hochzeit mit den Absurditäten der offiziellen Kulturpolitik. Endler, darum gehört er genau an diesen Punkt meiner Erinnerungen, war neben Elke Erb anfangs der einzige Dichter der von dem Germanisten Gerhard Wolf so bezeichneten «Mittleren Generation» der zwischen 1930 und 39 Geborenen, der die apolitischen «Neutöner» im Prenzlauer Berg nicht als mißratenen Nachwuchs einschätzte, sondern sich respektvoll kritisch mit ihnen auseinandersetzte. Bert Papenfuß, Sascha Anderson, Stefan Döring, Jan Faktor, Leonhard Lorek und Eberhard Häfner, um nur die markantesten der Anfang der 80er Jahre aus der Reihe tanzenden Autoren zu nennen, begannen mir in dem Maße etwas zu sagen, in dem meiner Begriffsstutzigkeit dämmern sollte, daß der Bruch zwischen den Generationen nicht komplett und unwiderruflich war. Schon die Entdeckung von Autoritäten der älteren Generation, die sich meine welt- oder wenigstens systemfremden Ansichten anhörten, ohne dabei nur bedenklich den Kopf zu wiegen oder gleich mit «empfindlichen Konsequenzen» zu drohen, war mir vollkommen neu. Ferner bewunderte ich auch die Gedichte von Uwe Kolbe, dessen Buchtitel *Hineingeboren* einen Schlüssel zum Lebensgefühl «meiner» Generation angeboten hatte. Aber dieser Schlüssel hatte sozusagen einen falschen Bart, er paßte nur in die Tür zu Besprechungen mit Funktionären. Mit Betonköpfen oder kultivierteren Apparatschiks aber war ein offenes Gespräch unmöglich. Uwe Kolbe meinte es gut, er gab den «Dialog» nicht auf. Wir aber schon, und deshalb war seinem frühen Ruf als «Stimme seiner Generation» bei Teilen derselben keine zustimmende Resonanz beschieden. Allmählich geriet mein angebrochenes zweites Leben in den Taumel einer Art Jetzt-oder-Nie Euphorie. Es wurde Zeit, in Sachen eigener Schreibversuche endlich Nägel mit Köpfen zu machen, und seien es nur Nägel für den Sarg des passiven Lesens, in dem ich es mir viel zu lange gemütlich gemacht hatte.

Es war vor allem die eingehende Beschäftigung mit Manuskripten von Bert Papenfuß – der vertrauliche Austausch von Manuskripten ersetzte uns Literaturzeitschriften –, die meine bisherigen an Gedichte angelegten Maßstäbe: hoher Ton, tiefer Grund, weiter Hall, kurz und klein hackte. Doch Papenfuß war wesentlich mehr als ein Zerstörer. Auf den motivischen und semantischen Brechungsebenen seiner Gedichte leuchtete so nach und nach das ganze Trümmerfeld der Moderne wieder auf. Und bei manchen seiner Textzyklen rieb man sich die mikroskopisch verengten Leseraugen, weil sich dicht unterhalb der dünnen und manchmal fast dümmlich verwegen klingenden rhetorischen Oberfläche ein abenteuerlicher Flickenteppich aus Anspielungen auf antike Hochkulturen, mittelalterliche Bardenklagen und anarchistische Theorien ausrollte. Ich studierte einzelne seiner Gedichtblätter wie ein Hobbykabbalist die Thora; ich hatte wohl einen Zacken zuviel. Manche Texte luden wirklich zu kaleidoskopischer oder vexierbildhafter Auslegung ein. Daß Papenfuß sich selber gelegentlich als nur «so 'ne Art Briefmarkensammler» bezeichnete, fand ich reichlich untertrieben. Die teils produktive, teils wahnhaftige Faszination, flankiert von häufigen Begegnungen mit dem verehrten Gleichaltrigen, hielt bis über die Mitte der 80er Jahre vor. Dann folgte ästhetische und menschliche Entfremdung bis zur vollendeten Beziehungslosigkeit nach der sogenannten Wende. Der im selben Zeitraum gleichfalls besonderen Eindruck machende Sascha Anderson läßt sich hier mit ähnlichem Respekt nicht anfügen; die Enthüllung seines Doppellebens als Dichter und Stasi-Denunziant entzauberte auch seine Lyrik. Echt an ihm war anscheinend nur das Unechte. Ein bedauerlicher Fall von Pseudologia phantastica, der es unter den Bedingungen einer diktatorischen Obrigkeit zum Spiritus rector einer schwindelanfälligen Untergrundszene bringen konnte.

## 1986 – 1989

Gleich noch etwas zum unheilvollen Komplex Stasi: Daß sie für das Mißtrauen von jedem gegen jeden sorgte, ist allgemein bekannt. Folgendes vielleicht weniger: Die nie zu beweisende Vermutung der ständigen Anwesenheit von Spitzeln in nächster Nähe gehörte so selbstverständlich zum Alltag, daß man der eigenen Vorsichtsreflexe überdrüssig wurde. Die vorausseilende Überhellhörigkeit konnte als zu selbstschädigend empfunden und plötzlich aufgegeben werden. Wenn man den Verdacht nicht los wird, daß der Feind wie intelligenter Feinstaub überall in der Luft liegt und selbst noch die intimsten Gespräche mit seiner spukhaften Anwesenheitsvermutung belastet, dann wird man entweder langsam irre, oder man faßt den Entschluß, die Fama des Stasiphantoms künftig zu ignorieren. Manch einer könnte es ungefähr so gesehen haben: Vorsicht wem Vorsicht gebührt, aber wenn ich den kollektiven Einschüchterungsreflex für das Maß des Mitteilbaren halte, riskiere ich die Verkümmern meiner sprachlichen Impulse und am Ende noch eine Aphasie. Außerdem verzerrt das ständige Gedruckse und Gemunkel die Gegenwart des Mitmenschen. Es ist schlecht, dem anderen, dessen Gedanken ich nicht lesen kann, von vornherein eine unlautere Absicht zu unterstellen. Wir sind Menschen, keine vom Überwachungsorganismen Bevormundungselend determinierte Jammergestalten. Unser Anspruch auf Freiheit beschränkt sich nicht darauf, entweder das Land zu verlassen oder nach Feierabend in den sogenannten freien Westen zu schauen. Solche Erwägungen haben bei nicht wenigen jungen Leuten zu einem gelösteren Verhalten geführt, wobei ihnen sicherlich der Umstand half, daß die Erosion des zentralistischen Staatsgefüges schon ziemlich fortgeschritten war, weshalb die Angst, etwas von der Linie Abweichendes zu sagen und zu machen, nicht mehr so tief unter der sozialen Haut saß. Es sei denn, jemand hatte eine Posten zu verlieren. Der mußte dann freilich auch in der Niedergangsphase der DDR das sogenannte Parteichinesisch nachsprechen können, ohne sich dabei totzulachen. Funktionärstypen begegneten mir aber nur noch höchst selten, nachdem ich mir einen Job als Heizer gesucht hatte, um vor polizeibehördlicher Verfolgung wegen vermeintlicher Asozialität wie auch vor den Ausdünstungen von Vorgesetzten sicher zu sein.

Wir brauchten wenig Geld und weder die Anerkennung von Mitläufern noch von Dissidenten. Uns genügten die Freiräume, die sich im maroden Ordnungs- und Wirtschaftsgefüge auftaten. «Kultivierung der Ruinen» lautete eine Bezeichnung für ein provisorisches Dasein am Existenzminimum. Es handelte sich dabei um Hinterhofromantik für fatalistische Frohnaturen, die Schattengewächs genug waren, um sich dem Moos und Farn in den lichtarmen Ecken ihrer Fensteraussichten verwandt zu fühlen. Ein alter Freund, seinerzeit Bewohner einer winzigen Erdgeschoßwohnung in der Ostberliner Dunckerstraße, pflegte auf die Frage, ob er auf etwas warte, zu sagen: «Ich warte auf die Auferstehung des toten Winkels.» «Kultivierung der Ruinen» hatte noch einen anderen Namen, er lautete «Produktivierung der Lücken». In Lebensverhältnissen, wo es an allem fehlte, war es eine plausible Idee, etwas mit den Lücken, Winkeln und Ruinen anzufangen. Der Freund, der auf «die Auferstehung des toten Winkels» wartete, sagte zum Programm der «Produktivierung der

Lücken»: «Vollkommen einleuchtend, man braucht sich nur nach der Sonne zu richten, die Sonne über der DDR ist ein Lückendetektor.» Ich jedenfalls bewegte mich während der ganzen 80er Jahre in allen möglichen Lücken, das heißt in heimlich besetzten Wohnungen, in Hilfsarbeiterverhältnissen und in Künstlerfreundes- und Ausreisearbeitsstellenkreisen. Mit der Illusion, die Stasi könnte und würde das alles nicht weiter interessieren.

Afrikanische Episode aus meinem Ostberliner Arbeitsleben von 1983/84: Etwa ein Jahr lang fuhr ich jeden Wochentag mit der S-Bahn aus dem Prenzlauer Berg zur Storkower Straße, um Kindern einer somalischen Botschaftssekretärin bei den Schularbeiten zu helfen. Die Kinder, in allen Alterstufen von der vierten bis zur elften Klasse, mußten in zwei Schulen am regulären Unterricht teilnehmen, ohne kaum ein paar Worte Deutsch zu sprechen. Dafür konnten sie etwas besser Englisch, was mir das Erteilen des Nachhilfeunterrichts überhaupt erst möglich machte. Wir mühten uns hingebungsvoll mit den täglichen Hausaufgaben ab, doch bald quälte uns das Gefühl, daß alle Bemühungen auf Sand gebaut waren. Die zwar schleppenden, aber eindeutigen Lernerfolge, die ich mit den Kindern an den langen Nachmittagen in der Diplomatenwohnung verbuchen konnte, schienen in der Schule nicht anzukommen. «Bei dir verstehe ich», sagte einer der Söhne, ein stets freudig strahlender, zwölfjähriger Junge namens Mahad, «aber in Schule nicht verstehen». Seinen übrigen Geschwistern erging es ebenso. Deshalb besorgte ich mir die Privatadressen der Lehrer, um sie der Reihe nach aufzusuchen und mit ihnen gemeinsam das Lernhindernis zu erörtern und auszuräumen. Doch schon an der Wohnungstür der ersten Klassenlehrerin, die ich eines frühen Abends herausklingelte, empfing mich eisiges Mißtrauen. Anstatt den Hilfslehrer ihrer Schüler interessiert hereinzubitten, wurde mit dem Rufen von Polizei gedroht, wenn ich nicht auf der Stelle wieder verschwände. Die schroffe Reaktion wäre vorhersehbar gewesen, aber mein laienpädagogischer Eifer hatte mich blind gegen die Realität gemacht. Jene klassenbewußte Klassenlehrerin (kein leeres Wortspiel) hielt mich anscheinend für einen Kriminellen oder anderweitig Verwirrten. Weitere Lehrerbesuche ersparte ich mir. Ich beließ es beim Alten: Was ich den Kindern beibrachte, wurde wie durch einen heimtückischen Zauber in der Schule zu nichts. Es lag wohl letztlich am exotischen Status der aus Afrika stammenden und Westreisefreiheit genießenden Kinder, daß die sozialistischen Lehrer sich nicht für ihr schulisches Weiterkommen interessierten. Man mußte kein intimer Kenner von DDR-Verhältnissen sein, um dahinter verdruckst klare Anweisungen «von oben» zu vermuten.

Ich pendelte zwischen dieser Sisyphos-Arbeit und einer gleichfalls zu erledigenden Nachtarbeit als fest angestellter Heizer hin und her, schlug zudem nie eine Einladung zu abendlichen Kneipentouren mit den zumeist ausreisewilligen Freunden aus und fand immer weniger Zeit und innere Ruhe zum Schreiben. Deshalb hängt ich den Nachhilfeunterricht nach einem Jahr wieder an den Nagel, schweren Herzens, weil ich mittlerweile fast schon zur Familie gehörte, auch etwas Somali verstand und radebrechte auf der Basis von zweihundert Vokabeln. Vor allem drei der Kinder, der schon erwähnte Junge Mahad und zwei Mädchen namens Asia und Idil, wollten, daß ich bleibe, und der Onkel, der den in Mogadishu gebliebenen Vater als Familienoberhaupt vertrat, bot mir für diesen Fall sogar eine

Lohnerhöhung an. Aber ich hatte lange genug ins Blaue hinein unterrichtet, fühlte mich ziemlich ausgebrannt und log ihnen vor, aus Ostberlin wegzuziehen. Schließlich richteten sie eine kleine Abschiedsfeier her, zu der sich sogar die Mutter hinzugesellte, was ich als besondere Ehre empfand. Die Mutter kannte ich am wenigsten, sie kam nur manchmal herein, warf einen prüfenden Blick durchs Zimmer und gab den Kindern, die nicht gerade mit mir am Tisch lernten, disziplinierende Anweisungen. Die längste Zeitspanne, die ich mit ihr sprach, war gerade mal so lang wie es brauchte, mir eine mündliche Generalvollmacht zum Schreiben von Entschuldigungen für krankheitsbedingtes Fehlen der Kinder in der Schule zu erteilen. Ich habe in jenem Jahr rund ein Dutzend schriftlicher Entschuldigungen verfaßt und mit dem Namen der Mutter unterschrieben. Wenn ich von den Kindern hörte, daß sie die Schule einfach nur so geschwänzt hatten, schrieb ich ihnen ebenfalls Entschuldigungen. Owil war der Name der Familie; nicht auszuschließen, daß in meiner (nie gefundenen) Stasiakte mehr über die Umstände ihres Aufenthalts in Ostberlin verzeichnet steht, als mich damals selbst interessierte.

Wieder zurück zum literarischen Untergrundsonderweg: Die offizielle DDR-Literatur kannten wir vom teils abschätzigen, teils überkritischen Lesen, aber, ob nun so oder so, sie war in jedem Fall ein Spiel im Schatten der Mauer, die gar nicht als Anreiz zur Überwindung, sondern eher als räumliches Ende dieser Welt empfunden wurde. Sie akzeptierte die waffenstarrende Westgrenze. In unseren Augen war es mit ihr auch darum nichts, weil sie den Status der DDR als Weltkriegsbeute des Sowjetkommunismus nicht weiter hinterfragte. So erschien sie uns bestenfalls als Weltende-Besiegelungs-Literatur. Dem etwas Eigenes und völlig Anderes entgegensetzen empfanden wir als geradezu körperliche Notwendigkeit. Der Krieg schien uns ewig vorbei. Der in und aus Ruinen aufgebaute Sozialismus sträubte sich schier endlos gegen seinen Ruin. Wir sträubten uns dagegen, für einen Staat zu arbeiten, der seine Jugend zu Formsteinen der eigenen Blockmentalität machte. Was wollten wir eigentlich? Natürlich «alles». Oder wenigstens etwas mehr als die Freiheit, sich in Spitzfindigkeiten zu ergehen, die man schon eine Zigarettenlänge später selber nicht mehr deuten konnte. Was wir bekamen, später, um die Zeit des Mauerfalls herum, waren die fünfzehn Minuten Aufmerksamkeit der Medien, auf die jede Subgeneration seit dem Anbruch des Informationszeitalters Anspruch hat. Und ein «Wir», das eher ein von einem «Wir» träumendes «Ich» war. Das «Wir», zu dem das hier erzählende Textsubjekt ab und zu übergeht, bezieht sich auf ein paar Einzelne, denen die Scheinheiligkeit der landläufigen Wirsagerei bewußt war. Wenn sie selber einmal «Wir» sagten, dann hatten sie entweder einen zuviel getrunken oder sie meinten damit die lose Identität einer Gruppe ohne Gruppenzwang. Der aus kritischer Distanz sympathisierende Adolf Endler verlieh dem schwer zu definierenden Kollektiv- oder Bandentraum-Phänomen eines Tages den Spitznamen «Prenzlauer Berg Connection». Da wir den Staat mitsamt seinen Grundlagen nicht kritisierten – wer kritisiert schon einen Apparat, den er gar nicht bedienen will – ließ der Staat uns weitgehend in Ruhe. So wurden wir Nutznießer einer diffusen Narrenfreiheit, von der sich auch nachträglich nicht eindeutig sagen läßt, ob sie den herrschenden Verhältnissen abgetrotzt oder uns einfach in den Schoß gefallen war. Denn die Herrschaft tat zwar mächtig, konnte ihre Wirklichkeitszerstörung aus ideologischer Beschränktheit

aber kaum noch verbergen. Für das Neue, soweit es in uns selber hervortrat, hatte wir keinen Namen. Später hieß es unter anderem Dekonstruktivismus – ein ziemlich weit hergeholter Begriff für die semantischen Eulenspiegelereien und experimentellen Sprachweltraumforschungskapriolen im Schatten einer Diktatur, die sich für «das bessere Deutschland» hielt.

Gute Literatur. Außerhalb des Kanons der Weltliteratur versteht doch fast jeder etwas anderes darunter. In Zeiten der relativen Depression hielt ich eigentlich alle Bücher für gut, weil der physische Umgang damit einen Abwehrzauber gegen die aggressive Realität verkörperte. Der bloße Akt des Lesens vermittelte mir automatisch das Gefühl einer gewissen Geborgenheit. Die rauhe Wirklichkeit drohte mir andauernd den Kopf einzuschlagen, in der Bücherwelt konnte ich ihn mir selber und sinnvoller zerbrechen. Das mag wie eine Paranoia-Diagnose anmuten, aber Bildungshunger oder Lust zum Schmökern war tatsächlich nicht immer mein Lesemotiv. Ein gutes Buch kann der rettende Strohalm sein, wenn der Geist in Not ist. Doch griff ich vorsätzlich auch nach parteilinentreuer, also in der Regel strohdummer Lektüre und kam mir dabei vor wie ein Dandy, den ein schlechter Witz der Weltgeschichte hinter den so genannten Eisernen Vorhang verschlagen hatte. Eingesperrt wie in den scharf bewachten Kulissen eines Potjomkinschen Dorfs. Wenigstens landete ich nie buchstäblich hinter schwedischen Gardinen. Ausgenommen ein paar Tage im Arrest bei der Armee. Einige meiner Freunde hatten nicht so viel Glück. Einer baute sich einen Ballon und flog durch Verrat auf. Einer verweigerte den Wehrdienst und kam in ein Straflager. Einer verborgte Westbücher an den Falschen. Freiheit war ein großes Thema, von dem alle redeten wie ein Blinder von der Farbe. Immerhin war man so frei, alles in gedruckter Form Vorliegende für «Material» zu halten, das sich beliebig zerlegen und neu zusammensetzen läßt. Postmoderne in der Ostversion. Die 80er Jahre waren eine Blütezeit für Gerüchte vom Ende, der Literatur, der Geschichte, der Zeit, der Welt schlechthin.

Eine Szene aus der Verfilmung des im Galizien der Habsburger Monarchie spielenden Romans *Das falsche Gewicht* von Joseph Roth erschien mir damals wie ein Gleichnis auf die DDR-Literatur: Ein Eichmeister kontrolliert die Waagen der kleinen Lebensmittelhändler auf den ländlichen Marktplätzen. Die Gewichte stimmen oft nicht so ganz mit den normativen Maßen überein. Den Händlern droht der Lizenzentzug, wenn sie ihre ungenauen Waagen nicht durch neue ersetzen, was ihnen jedoch unmöglich ist, denn eine neue Waage kostet Geld, das ihr ärmliches Geschäft nicht abwirft. Dabei schlagen die nur geringfügigen Abweichungen von der offiziellen Eichnorm nie zum Vorteil der Verkäufer aus. Sie sind verzweifelter Ausdruck der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts beim täglichen Balancieren zwischen merkantiler Not und existentiellm Elend. Der Beamte versteht das sehr wohl, verfolgt aber eisern die Durchsetzung der amtlichen Vorschriften. In der Stunde seines Todes hat er einen Traum: Er steht in einer fast menschenleeren Kirche. Da geht ein sehr alter Mann auf ihn zu und sagt: «Gerade habe ich deine Gewichte geprüft. Sie sind alle falsch. Ich bin der Große Eichmeister.»

Im Wortlaut des vernichtenden Urteils steckte etwas von dem Grund, aus dem wir die offizielle DDR-Literatur nicht schätzten: Sie stand der Obrigkeit zu nah. Deren «Gewichte», also ihre Maßgaben und Prinzipien, erschienen uns «alle falsch». Kein offiziell anerkannter Autor konnte das Privileg seines gedruckten Worts genießen, ohne bei der Arbeit darüber nachdenken zu müssen, ob Thematik und Inhalt von den Eichmeistern der Partei toleriert werden würden. Es mögen sich dramatische Bewußtseinskonflikte in den Hinterköpfen von Schriftstellern abgespielt haben, und jeder Leser wußte, daß sie bestimmte Wahrheiten über gesellschaftliche Mißstände, die nicht frei ausgesprochen werden durften, zwischen den Zeilen versteckten. Uns aber ödete dieses Versteckspiel an. Die Wahrheit, die sich nur zwischen den Zeilen Luft machen konnte, piffen doch draußen schon die Spatzen von den Dächern: Der Kaiser ist nackt, das weiß jedes Kind, und wer das nicht sieht, ist bestochen, nicht blind.

Die randseitigen Abweichungen von der wenig spannenden Frage, wie man etwas «durch die Zensur schmuggelt», ohne die Selbstachtung zu verlieren, manifestierten sich allmählich in druckgrafischen Heft- und Mappeneditionen. Das in der DDR rechtsgültige Druckgenehmigungsverfahren sorgte dafür, daß niemand etwas veröffentlichen konnte, ohne mit seinem Manuskript bei den drei oder vier Verlagen für «junge Literatur» anzuklopfen. Aber die Warteschlangen vor deren Türen waren zu lang, die Auswahlkriterien zu undurchsichtig. Es ging auch anders: als ein Mittelding zwischen Samisdat und Arte povera. Hielten sich die Auflagen der selbstfabrizierten Publikationen unter Einhundert, wurde kein geltendes Recht verletzt.

Voraussetzung für solche Aktivitäten waren der eigene Absonderungsdrang sowie die Neugier auf seinesgleichen. Die Neigung zum künstlerischen Experiment kam hinzu. Die reine Daseinsfreude nicht zu vergessen, deren spontane Manifestationen freilich schon wieder in erkennungsdienstliche Behandlungen münden konnten. So waren sie nun mal, die grauen Alltagsverhältnisse, in denen die Präsenz jedes jungen bunten Vogels, ob nun äußerlich der Hippie- oder der Punk- oder gar keiner Jugendbewegungs-Gattung zugehörig, von der Blockwartmentalität des Normalbürgers mit Mißtrauen und gelegentlichen Anzeigen bei der Polizei beantwortet wurde. Im Land der allgemeinen Erstarrung wirkte so ziemlich jede spontane menschliche Regung und Bewegung, jedes Farbtüpfelchen schon spektakulär und subversiv. Die Atmosphäre seiner Zustände entzieht sich in ihrer Mischung aus Zeitlosigkeit, somnambulem Trott und ekstatischem Scheinaktivismus jedem sachlichen Beschreibungsversuch. Zur Not stelle man sich einmal die Silhouette einer zwischen Metro- und Nekropole changierenden Stadt vor, und mittendrin eine versprengte Schar junger Totengräber, die sich selber jeden Tag neu ausgraben mußten und dabei die Friedhofsruhe störten. Weniger ein modisches Zombiefilmszenarium, eher eines aus der Ära des Stummfilms; dichter Nebel, schattenhaft Verhuschtes, mühsam sich hervorhebende und einander zu begreifen versuchende Gestalten, junge Leute, die oft genug, kaum eben näher kennengelernt und mitunter auch liebgewonnen, auf einmal wieder verschwanden wie vom Erdboden verschluckt. Kein Gruselmärchen mit Naturkatastrophenkulisse, sondern regelmäßige Erfahrungstatsache einer jungen Randexistenz im Ostberlin der 80er Jahre. Die Freunde oder sympathischen Bekannten hatten die Neigung, sich mitten im schönsten

Einvernehmen plötzlich in Richtung Westen zu verabschieden. Grassierender Lochwuchs am zwischenmenschlichen Begegnungshorizont, um sich greifender Lückenfraß in den Freundschaftsgefügen. Der Prenzlauer Berg über Jahre ein Ausreisepartykessel, der unter Hochdruck ein abwechselnd euphorisierendes und deprimierendes Stimmungsgebräu erzeugte; es wurden menschliche Bindungsenergien verheizt, als wären sie beliebig nachwachsendes Holz. Und dauernd drohte wem das Gefängnis, die endgültige Kapitulation vor dem Alkohol, nicht zu reden von erschütternden Suiziden, über die mir ein rührend gutgemeintes Gedicht von Reiner Kunze oft im Kopf herumging. Selbstmord sei die letzte aller Türen, hieß es darin, doch nie habe man an alle schon geklopft. Das Dasein als ein Labyrinth von Korridoren. Die DDR als eine sekundäre Kafkaphantasie, in der sich einer mit der Frage amüsieren durfte, was ihn eher umbringen werde, der Irrsinn des Systems oder die Verzweiflung an sich selbst. Der Drall zur Flucht in den Westen erschien mir, obwohl ich ihn nicht teilte, wie ein natürlicher Selbsterhaltungsreflex. Daraus mach dir mal etwas anderes als einen Zwangsaufenthalt in einer psychiatrischen Klinik.

Wir machten uns daraus unter anderem Gedichte. Gedichte schreiben als Versuch der Selbstbehauptung, ohne dabei den Kopf zu verlieren, wie das Jayne Anne Igel, damals noch unter dem Vornamen Bernd, formulierte. Oder, trotzdem, Gedichte schreiben als ein Akt des Sterbenlernens; Sterbenlernen, seit dem 19. Jahrhundert eine angeblich typisch deutsche Geisteskrankheit, aber schon in der Antike beschrieben als Notwendigkeit, dem Leben geistig und seelisch auf den Grund zu gehen. Sterbenlernen auch als eine Strategie des moralischen Überlebens in einem Staat, in dem vorgeblich der Mensch im Mittelpunkt stand, faktisch aber nicht einmal ein Recht auf Mit-, geschweige denn Selbstbestimmung hatte. Deshalb »herrschte« ja »Schweigen im Land«. Mein eigener Wirklichkeitssinn entwickelte allerdings nie genügend Realitätshaftung, um sich von oppositioneller Rhetorik überzeugen zu lassen. Obwohl mich allein schon das Grauen vor dem stalinistischen Schatten meines Elternhauses mit jeglicher Opposition solidarisch empfinden ließ, fürchtete ich die Sprache der Schreihälsa auf der anderen Seite ebenfalls. Ain't gonna go to hell for anybody. Die Poesie des Aufbegehrens gegen »das System« war zu plakativ. Nicht so angeklebt fand ich die Überzeugung, daß Gedichteschreiben die beste Form des Kampfs mit sich selbst und des Gerichthaltens über sich selbst ist. Der Gedanke ging auf Ibsen zurück, fand sich auch bei Yeats, und daß er als »nicht mehr zeitgemäß« galt, sprach eher für als gegen ihn. In haltlosen Zeiten ist es keine Beleidigung, eine atavistische Haltung nachgesagt zu bekommen. Meinen Reflexen sowohl auf die Staats- als später auch auf die Szenefronten flackerte außerdem noch ein vergleichsweise geistloses Motto voran. Es lautete: »Mich kriegt ihr nicht.« Darin steckte keine Partisanenromantik, es war einfach ein Vorsatz zur Vermeidung von Anpassungsverrenkungen, ganz gleich für welche Seite. Ich entzog mich, nahm mir Freiheiten. Zum Beispiel die zum unaufhörlichen Selbstwiderspruch. Auch zur vorsätzlichen Verrätselung. Möglichst unbegreifbar sein. Unfug als Zeichen gegen die Zumutung funktionaler Verfügbarkeit. Die Vorspiegelung von Verschlüsseltem als Reflex auf das Gefühl der Eingeschlossenheit. Ich kann ein Lied davon singen, wie schwer es ist, mit sich selbst ins Gericht zu gehen, wenn man keinerlei Lust verspürt, für andere zum Fall zu werden.



Als junger «Selberschreibender» kam man in den 70er und 80er Jahren nicht an jenen ausschließlich politisch denkenden Zeitgenossen vorbei, für die das Wahre mit dem Faktischen identisch zu sein hatte, und die sich nicht von der Vorstellung abbringen ließen, daß hinter Gedichten mit mehrdeutigem Aussagecharakter nur die Scheu versteckt sein könne, die Dinge beim Namen zu nennen. Zugegeben, fauler Zauber schleicht sich gern ins ambitionierte Sprachspiel, nur dem literarischen Urteilsvermögen von Realisten traute ich nicht über den Weg. Ganz anders verhielt es sich mit Büchern älterer sowjetrussischer Autoren, die von den Verheerungen des stalinistischen Terrors berichteten. Kein einziges war in der DDR erhältlich, aber Bücher wie der *Archipel Gulag* von Alexander Solshenizyn, *Das Jahrhundert der Wölfe* von Nadeshda Mandelstam und eine Ausgabe mit den Kolyma-Erzählungen von Warlam Schalamow fielen einem trotzdem in die Hände und ermöglichten es, sich ein Bild von den Lagerhöllen des Sowjetkommunismus machen. Weil dieser den Insassen des deutschen Vasallenstaats noch immer als vorbildlicher Gesellschaftsentwurf angedreht wurde, wäre eine «Literatur der Fakten» notwendig und verbreitenswert gewesen. Doch der Stalinismus galt für überwunden. Er galt als Schreckgespenst ferner Vergangenheit, dessen Umrisse mit den Greuelthaten der Hitlerjahre verschmolzen. Daher meinte die Staatspropaganda, den Ausrottungsfeldzug des Stalinismus gegen die russische Seele verschweigen zu können, um desto ungebrochener ihren antifaschistischen Zukunftsoptimismus zu proklamieren. Die Lektüre solcher nur im Westen erschienenener Bücher machte uns zu ratlosen Mitwissern von Massenmorden im Namen der selben Ideologie, die den Schulkindern nach wie vor als Lösung aller Menschheitsprobleme eingetrichtert wurde.

Die Autoreninstanz, entweder von Erwartungen auf Wunder belagert oder auf eine Sprachrohrfunktion für die in der Mangelgesellschaft nicht zur Sprache kommenden Mängel verkürzt, erschien uns obsolet. Und der Kunstbegriff befand sich bereits in utopisch anmutender Erweiterung, nicht zuletzt dank Joseph Beuys' berühmter Parole, daß jeder Mensch ein Künstler sei. Für die Lyrik im Speziellen hatte dazu bereits eine Sentenz aus dem Manifest der Wiener Gruppe vorgearbeitet, derzufolge einer auch ein Dichter sein könne, der nie eine Zeile Poesie zu Papier bringt. Kurzum, die Verherrlichung der Potenz schlug jede Tradition. Eine berauschte Idee, die in der Praxis dann ein bißchen nach Opium für Unbegabte schmeckte, aber trotzdem zum Ausprobieren einlud, zumal ein Festhalten an den ästhetischen Konventionen des kulturellen Erbes jeder Beschreibung der zwielichtigen Gegenwart spottete. Der Sirenengesang von einer totalen Kunst mit und ohne Echo änderte nichts an der Notwendigkeit, seine eigene Stimme zu finden.

«Die eigene Stimme», «Eigensinn», «Eigenart», jedes Wort, das mit «eigen» anfang, wurde in den Selbstbeschreibungen der jungen Künste hervorgehoben, als handele es sich dabei um die Entdeckung eines Kontinents, den die Verweser der feudalsozialistischen Territorien übersehen hatten. Die Hervorkehrung des «Eigenen» war entweder ein Zeichen der trotzi- gen Resignation oder ein ironischer Reflex auf den Zwangskollektivismus. Es klang nach Aufstand im Atelier gegen die Kunstdoktrin, der Schreibmaschine gegen das Druckverbot. Jedenfalls tat sich etwas mit der Idee, zur Not auch aus nichts etwas machen zu können. Druckgrafische Blattgewächse in Form von Künstlerbüchern und kleine zeitschriften-

ähnliche Hefteditionen mit dem Charakter von Typoskript-Anthologien wuchsen in einigen Städten aus dem Untergrund des kulturpolitisch versiegelten Bodens ans Licht einer kleinen Gegenöffentlichkeit, die sich durch Mund-zu-Mund-Propaganda sowie dem Interesse der westdeutschen Medien an jeder Form des Widerstands im Osten beträchtlich erweiterte. Schon die Titel dieser selbstgebastelten Periodika muteten diskret provokant oder auffällig klandestin an: *und*; *Der Kaiser ist nackt*; *Mikado*; *Entwerter/Oder*; *schaden*; *ariadnefabrik*; *verwendung*; *Bizarre Städte*; *Liane*; *Caligo*; *Anschlag*; *Herzattacke*; *Galeere*; *Glasnot* usw. Eine der frühesten nannte sich tatsächlich *undsoweiter*. So hießen diese Hefte, und nicht etwa «Federfuchs», «Dichtungsring» oder «Papiertiger». Den Titel der in Leipzig erscheinenden *Glasnot* fand ich damals besonders sprechend, er verwies indirekt auf die Angst der alten SED-Kader vor dem reformistischen Impuls der Glasnost-Bewegung in der Sowjetunion. Heute hingegen assoziiere ich damit als erstes eine erstaunliche Sorte Glas, sogenanntes Superfestglas, das in der DDR erfunden, hergestellt und zu garantiert unzerbrechlichen Trinkgläsern verarbeitet wurde. Wenn sie vom Tisch fallen, zerbrechen sie nicht, sondern tanzen auf dem Fußboden. An der redaktionellen Betreuung von zwei während der zweiten Hälfte der 80er Jahre erscheinenden Zeitschriften arbeitete ich selber mit, darunter die *ariadnefabrik*, die in maßloser Selbstüberschätzung von ihrem Herausgeber Rainer Schedlinski als «Sinn und Form des Untergrunds» verstanden wurde. Worauf er sich sonst noch verstand, verschwieg er selbstredend. Nach der Wende entpuppte er sich als Inoffizieller Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes. Doch davon kann der Rückblick an dieser Stelle noch nichts wissen, im Moment schaut er in die kleinen Zeitraum-Winkel der aufbruchsfreudigen Ahnungslosigkeit und fällt gerade auf den Moment, wo der junge Untergrund auch außerhalb seiner halbhermetischen Dimension von sich reden zu machen begann.

Es hätte sich da eine unabhängige Kunst entwickelt, munkelte es in den höheren Kulturbetriebsetagen, ein Teil der neuen Generation sei irgendwie, vielleicht aus reiner Renitenz, aus den kulturpolitischen Zurichtungsrastern herausgesprungen und würde einfach sein «eigenes Ding» machen; entweder handele es sich dabei um ästhetischen Sprengstoff oder nur um außer Rand und Band geratenen Dilettantismus. Die um eine Generation ältere Dichterin Elke Erb gab Mitte der 80er Jahre gemeinsam mit Sascha Anderson im westdeutschen Kiepenheuer Verlag eine Lyrikanthologie unter dem vorwitzigen Titel *Berührung ist nur eine Randerscheinung* heraus, die ein erstes umfassenderes Bild von den literarischen Qualitäten der Unangepaßten vermittelte. Um der eventuellen Gefahr eines neuerlichen Kahlschlags in der ostdeutschen Literaturlandschaft zu begegnen – es waren immerhin in den früheren Jahrzehnten viele Ostautoren in den Westen geekelt oder verjagt worden – lud der damalige Leiter des Aufbau Verlags, selber zwar skeptisch gegen die Substanz der «Neutöner», doch immerhin zur Reaktion auf den ihnen vorausgehenden Ruf bereit, zu einem Sondierungsgespräch ein. In dessen Verlauf sollte die Skepsis dann auf beiden Seiten den Ton angeben, es lag gewissermaßen der zerbrochene Konsens auf dem Tisch wie ein Puzzle mit zu vielen fehlenden Teilen. So regellos-amüsant es teilweise hin- und herging, hätte das Gespräch ebensogut an der Tafel des verrückten Hutmachers stattfinden können. Dennoch faßte der Leiter den Beschluß, für die unsicheren Debütandidaten

eine neue Buchreihe im Verlagsprogramm zu starten, vorsichtshalber und bezeichnenderweise mit «Außer der Reihe» etikettiert. So kam ich in den letzten paar Monaten vor dem endgültigen Ende der DDR zu einer ersten Buchveröffentlichung, ohne je unverlangt ein Manuskript bei einem Verlag eingereicht zu haben. Obwohl ich damals schon Anfang Dreißig war, hielt ich meine Gedichte für wenig geeignet, sie einer größeren Öffentlichkeit als jener der unabhängigen Zeitschriften zuzumuten. Der für die Buchreihe zuständige Lektor mißverstand meine Meinung, daß die geplante Auflage von zweitausend Exemplaren entschieden zu hoch sein dürfte, als die elitäre Schrulle eines Elfenbeinturmbewohners. Er ahnte nicht, daß meine Zweifel weit über die eigenen Produkte hinausgingen. Man erntet, was man gesät hat, und gesät worden war mittlerweile schon so einiges. Als Keime auf dem Neutönerfeld sichtete man dann überwiegend Texte aus ruppigen oder feineren Schlauheiten, verbale Kraftmeiereien von teilweise albernster Sophistik, mitunter auch poesiegeschichtlichen Vampirismus, nicht zu reden von postromantischer Gartenlaubelyrik, alles zwar ausreichend, um irgendwie Eindruck zu schinden, aber selten etwas Ergreifendes und nie etwas wirklich Erhebendes. In mir sträubte sich einiges gegen den Zeitgeist im allgemeinen und das gleichgültig-erhabene Selbstverständnis der Szeneprotagonisten im besonderen. Mein alter Nestbeschmutzerkomplex hatte die Flucht in die familienfernen Milieus offenbar überlebt. Er richtete sich nun gegen mich selbst, denn er konnte ja kaum anderen das Nichteinhalten eines Versprechens vorwerfen, das sie nie gegeben hatten. Doch mein Unbehagen fand keine Worte, ich schleppte es lediglich mit mir herum wie die Inkubation einer organischen Krankheit, von der sich nicht einmal sagen ließ, ob sie überhaupt herauswill. In leeren Fässern ist großer Lärm, so der tradierte Volksmund, den wir damals ironisch «Bevölkerungsmund» nannten; wie Ironie überhaupt das einzige sprachliche Mittel zu sein schien, auf das immer größer werdende Nichts zwischen Wort und Sache aufmerksam zu machen.

Die Lyrik des Prenzlauer Bergs war als experimentelle oder linguistische Lyrik bezeichnet worden, auch als subversives Sprachspiel. Während ihrer Blütezeit brach die innenpolitische Bevormundungspraxis, unter deren äußeren Bedingungen sie entstanden war, immer sichtbarer zusammen. Welchen Sinn hatten da noch ästhetische Unterwanderungsgebärden? Das Pulver der Attentate auf den kleinbürgerlichen Geschmack zündete im Grunde doch bloß bei narzißtisch Selbstentflamnten und war letztlich nichts wesentlich anderes als trickreich verleugnetes Künstlerpech. Die Ästhetik des Häßlichen ist eine Art Scheinriese – titanisch in der Theorie, koboldhaft in der Praxis. Ein viel wirkungsvollerer Sprengstoff sollte uns wenige Jahre später auf rein moralischer Ebene durch die Enttarnung zweier Stasispitzel in nächster Nähe um die eigenen Ohren fliegen. Diese Erschütterung war dann groß genug, um die Illusion zu vergessen, irgend etwas zur Implosion des Unterdrückungsstaats beigetragen zu haben. Der bloße Umstand, daß man selber die letzten Jahre auf eine überspannte Art auf Draht gewesen war, erzeugte kein objektiv meßbares Widerstandspotential, man glühte auf eigene Rechnung vor sich hin und hatte mit den Interessen der Bürgerrechtsbewegung nur marginal zu tun.

## 1990 – 2000

Die Zeit bis '89 hatte stillgestanden wie das Wasser in einem Stausee. Sämtliche inneren Unruhebewegungen hatten Wellen geschlagen, die sich gegenseitig entkräfteten. Das Leben war, ich glaube vom Dichter Eberhard Häfner, mit einem komatösen Biotop verglichen worden, in welchem Amok zu laufen der einzig angemessene Affekt sei. Amok lief niemand, Amok blieb Wortspiel, Koma rückwärts gelesen. Rückwärts lesen, Spiegelschrift schreiben, Zwiesprache mit den in Verwesung begriffenen Verhältnissen halten, das war das öde Feld für experimentell gestimmte Schreibmaschinisten im Absurdistan von spätsozialistischer Prägung. Modern war, sich im Ton zu vergreifen, die Sprache wie entseelte Materie, das gleichsam auf dem Seziertisch abgelegte Opfer eines schweren Unfalls zu behandeln. Vielleicht lag es an der Erfahrung, daß sich mit Worten nichts in der Gesellschaft bewegen ließ, höchstens die Behörden zur Ausstellung von Haftbefehlen. Der Ekel vor der Sprache der Macht ersetzte die Selbstzensur. Gründelzeit könnte man die Zeit vor dem Mauerfall nennen, heimliche Aktivitäten unter den Oberflächen. Resignation war dabei immer mit im Spiel. Die Aufgabe des Aufgebens. Das Wesen des Gedichts ist seine Aufgegebenheit. Die zwielichtige Situation ließ unsere Wortlaunen in semantischen Vieldeutigkeiten versumpfen. Wäre das Leben als real auf Lügenherrschaft reduzierter Sozialismus immer nur so weitergegangen, hätten wir zuletzt wahrscheinlich alle nur noch anspielungsreich vor uns hingenschelt.

Als der Damm dann brach, stürzten wir uns als Teil einer aus armen Tröpfchen bestehenden Flut mit grenzenloser Begeisterung in die jähe Horizonterweiterung. Und bekamen unter die Füße, worauf wir keinen Stand fanden. Was für viele künstlerische Randexistenzen und Millionen anderer DDR-Bürger darauf hinauslief, beim Sozialamt um Stütze zu ersuchen. Dichter konnten Stipendien und Fördergelder für literarische Projekte beantragen. Der Gründelzeit folgte die Zeit der Gründungen von kleinen Verlagen. Die vielen Selbstverlags-Erzeugnisse der DDR-Zeit stellten ein noch junges Kontinuum dar, das man jetzt unter besseren herstellungstechnischen Bedingungen fortsetzte. Anfangs herrschte auf Seiten der westdeutschen Kulturinstanzen prinzipielles Wohlwollen, das auch von jenen nicht verachtet wurde, die es unter dem Begriff «Ostbonus» verächtlich machten. Gleichzeitig waren wir jetzt, ob wir wollten oder nicht, «auf dem Markt». Dessen Regeln zu begreifen, dauerte länger, als die Konjunktur der öffentlichen Aufmerksamkeit für das Phänomen der «anderen Literatur» anhielt. Die sogenannte Schonzeit war schnell vorbei, und es sollte für die Oberförster, die um Vokabeln aus der Waidmannssprache nie verlegenen feuilletonistischen Supervisoren des literarischen Blätterwalds, allmählich der Eindruck entstehen, daß die zur Wendezeit noch so vielversprechend wirkenden Debütanten die Signale der Zeit überhörten. Man müsse sie offenbar zum Jagen tragen, wurde zum Beispiel auf einer Tagung zum Thema des Schicksals der ostdeutschen Literatur im allgemeinen und derjenigen des vorwendezeitlichen Prenzlauer Bergs im besonderen gesagt. Das Unvermögen, wenn nicht zum Teil auch der Unwille, die wie geölt laufenden Regelwerke des Literaturbetriebs zu bedienen, stieß bei den Angestellten desselben auf Unverständnis. Abgesehen

vom kommerziellen Mißerfolg, der sich eigentlich von selbst verstand, schließlich war und ist Lyrik nicht gerade ein Renner, berührte die gutsherrenhafte Mahnung, die Anpassungsfaulheit an die neuen Verhältnisse abzustellen, etwas anderes, nämlich eine Differenz der Mentalitäten zwischen West und Ost. Die Differenz wurde zum Graben, der bis heute mit sozialpsychologischen Begründungen nachgezeichnet wird. Manche sagen, die Mauer im Kopf hat die Diktatur überlebt, weil die Demokratie nicht hält, was sie verspricht. Manche, der Osten sei manisch depressiv, der Westen narzißtisch affektiert. Auf dieser Ebene war also nichts Anständiges voneinander zu lernen. Es soll immer mehr Menschen geben, die schon gekränkt sind, wenn man sie fragt, woher sie kommen. Wir zum Beispiel fühlten uns in der ostdeutschen Reiseverbotszone mehr als Kosmopoliten als nach dem Fall der Mauer. Die verbotenen Teile der Welt kannten wir, wenn auch nur vom Hörensagen sowie aus der Literaturgeschichte. Als wir sie bereisen konnten, fanden wir sie nicht wie beschrieben vor. Das Amerika von MacDonalds sah eben nicht mehr so aus wie das Walt Whitmans. Es war kein Problem, den Habitus des zwangsläufigen Hinterwäldlers abzuschütteln. Doch daß einen das wiedervereinigte Deutschland in seinem von westdeutschen Meinungshoheiten dominierten Diskurs zum «Ossi» abstempelte, empfanden wir als arroganten Eingriff in unser Selbstbild. Und dieses kam kaum mit bei dem Tempo, in dem sich das Blatt gewendet hatte. Vom Trumpf zur Lusche. Die Vorzüge der Untergrund- oder Samisdatpoesie des Ostens waren jetzt Verlierermerkmale. Ihre vordem für vielversprechend utopisch erachteten Widerständigkeiten flogen vom Themenkarussell des gesamtdeutschen Literaturvergnügungsparks.

Das sogenannte Urteil der Geschichte hatte mit dem Fall der Mauer die Systemfrage entschieden und der orthodoxen West-Linken eine Vision geraubt. Die rosige Zukunft des Sozialismus, die sie von ihrer komfortablen Warte aus jahrzehntelang in einem Prozeß der praktischen Verwirklichung gesehen hatten, war von heute auf morgen zerstoßen, der Arbeiter- und Bauernstaat vom Hoffnungsträger zum unmittelbaren Sozialfall geworden. Wie ging man mit der Tatsache um, daß sich der Ostblock schlagartig vom Prüfstein der eigenen Überzeugungen zum Grabmal derselben gewandelt hatte? Wachte man auf und schrieb fortan den Namen Marx nur noch mit «u»? Nach meinem Eindruck zogen viele linksorientierte Westdeutsche es vor, die Unfähigkeit zur Selbstkritik hinter Überlegenheitsmasken zu verbergen. Sie sahen angewidert gönnerhaft auf die freigelassenen Versuchskaninchen des gescheiterten sozialistischen Experiments herab und gaben sich Mühe, den eigenen Salonkommunismus wie eine Jugendsünde aussehen zu lassen, über die längst das Gras der Ökobewegung oder des Wohlstands der freien Marktwirtschaft gewachsen war. Wenn sie nicht überhaupt schon immer sich anders links sahen.

Das alles hat die Sprachneuerer aus den Gemäuern des alten Prenzlauer Bergs weniger beschäftigt. Sie paßten weder zum baufälligen Osten noch zum nunmehr den Osten sanierenden Westen. Manche trugen ihre subkulturelle Haltung aus der eingesperrten in die nunmehr grenzenlose Gegenwart und bauten sich kleine printmediale Bastionen gegen den Mainstream. In den 80er Jahren definierte man «Mainstream» als «das, was keiner will, aber jeder kriegt». (Der Begriff war damals noch nicht so politisch aufgeladen wie heute.)

Namentlich wäre hierbei wieder Bert Papenfuß hervorzuheben, der sich schon vorher als Anarchist im klassischen Sinn des Worts verstanden hatte und seine facettenreiche Seeräuberromantik jetzt viel unverstellter zur poetischen Sprache bringen konnte. Ferner wehrte er sich am längsten gegen die Gentrifizierung des Prenzlauer Bergs, machte zwei oder drei Szenekneipen in seinem Stadtviertel auf und wurde Mitbegründer verschiedener Zeitschriften, von denen wenigstens zwei schon durch ihre Titel *Sklassen* und *Gegner* verriet, daß er sich in der Tradition sah, nämlich der radikalen Vorkriegsvisionäre einer kommenden Gesellschaft, bestehend aus freien Assoziationen freier Menschen ohne Privateigentum an Produktionsmitteln. Er enttäuschte die in den 80er Jahren auf ihn gerichteten Projektionen als ein künftiger gesamtdeutschsprachiger Vorzeigedichter und zog es vor, einem alten Traum treu zu bleiben, ohne selber das zu sein, was die Redensart einen Träumer nennt. Unter seinen geistigen Referenzgrößen seien zwei Autoren genannt, deren Schriften mich selber bis heute faszinieren: Franz Jung und Ernst Fuhrmann, letzterer ein ganz besonders zu Unrecht vergessener Kopf, der natur- und geisteswissenschaftliche Erkenntnisse seiner Zeit in Schriften von märchenhaft lesefreundlichem Gedankenreichtum zusammenfaßte.

Mein persönlicher Weitergang als sogenannter Dichter im wiedervereinigten Deutschland zog sich zwar in einige schleppend-sprunghafte Längen, kann aber auch mit einem Satz erzählt werden: Er fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und erschöpfte sich in einer Art Höhlenwanderung durch ein paar lyrikfreundliche Nischen der digitalisierten Schriftkultur. Die freie Kunst des Schreibens fragt nicht nach dem Warum ihrer selbst. Schreiben ist Glückssache, ähnlich dem Gefühl der reinen Daseinsfülle, das nicht lange anhält. Es ist von Gesellschaft umgeben, die etwas daraus machen will. Für mich ist Schreiben der Versuch der Vereitelung dessen, was die Gesellschaft aus dir machen will. Betreibst du ihn mit aller Konsequenz, so macht sich irgendwann niemand mehr etwas aus dir. Das Ergebnis ist, je nach Blickwinkel, ein Selbstbegräbnis oder totale Freiheit. Bei mir lief es häufig auf ersteres hinaus. Die Dauerkrise des Lyrischen Subjekts verschonte auch die gelegentlichen Echos auf meine Gedichte nicht. Die ausgerechnet unter «Selberschreibenden» zirkulierende Vorstellung, daß das Lyrische Subjekt mit der Person seines Verfassers identisch zu sein habe, machte mich regelmäßig sprachlos. Der fehlende Sinn für den Unterschied zwischen einer Rolle und der sie spielenden Person durchkreuzte meine Rechnung mit dem Ich-ist-ein-anderer-Verständnis. Anscheinend ließ die Neugier auf den anderen sogar die Ansicht zu, daß ein Gedicht gerade mal gut ist als Auskunft über die Verfassung seines Verfassers. Wer sich für die Pathologie des Literaten interessiert, interessiert sich nicht für die Literatur, sagte sinngemäß R. G. Dávila. Zur Erinnerung an Zeiten, da ein Gedicht noch ein Akt des Sprechenlernens von Unsagbarem und nicht bloß das hübsche Deckchen auf seinem Subtext war.

Noch einen Unmutston wert ist mir die aus manchen Diskussionen über den Marktwert von Lyrik schielende Meinung, daß ein Lieferant von unverkäuflichen Wortkunstwerken nur ein gescheiterter Dienstleister sei. Die Verwechslung von Dichtern mit Marktschreibern schien in den 90er Jahren gesellschaftsfähig zu werden. Die 90er Jahre ordnete ich

hinterher als «das Hochstaplerjahrzehnt» ein. Mehr scheinen als sein, in unseren Augen eher ein Selbstdarstellungsproblem, das uns gestohlen bleiben konnte, wurde uns jetzt aufgedrängt, als ein Preis der Freiheit, die wir ja schließlich begehrt hätten. Die Zahl der Worthülsen, schon zu DDR-Zeiten als zu hoch empfunden, explodierte nun. Das Gelärme des neuen öffentlichen Lebens war aber wenigstens nicht mehr die Sprache einer Zentralmacht, sondern überwiegend nur der Sound von Geschäftsmodellen, die sich offenbar nur mit dämlichsten Neologismen stets frisch halten konnten.

# Ab 2000

Ich hatte vom Dichterberuf geträumt. Wie der Traum wahr wurde, handelte ich mir eine Traumberufskrankheit ein: chronischen Schlafmangel. Das Herausmeißeln von Versen oder auch nur Satzbrocken aus der eigenen Sprachlosigkeit erfordert hohe innere Spannung, für deren Auf- und Abbau der Tag zu kurz ist. Das Werk ist die Totenmaske der Konzeption, wie Walter Benjamin sagte. Ich möchte die schaurig-erhabene These zu der schlichten Behauptung wenden, daß jedes echte Gedicht ein Gesicht haben muß, es soll dem Lesen seine Augen machen und beim Betteln um Gehör den Mund nicht zu voll nehmen. Der Vorgang des Gedichtschreibens ist ein Prozeß von ins Schlafwandlerische abhebender Wahrheitsfindung. Das Vortragen von Gedichten, nach einem Wort des Dichters Gerhard Falkner, ein öffentlicher Exzeß von Intimitäten. Kaum noch möglich, es vom Obszönen unterscheiden zu können inmitten einer Mediengesellschaft, die das Wort Schamgrenze nur vom Wegdiskutieren kennt. Bekanntlich spielen Gedichte im sogenannten gesellschaftlichen Diskurs keine ernsthafte Rolle, im Politikerjargon kursiert sogar das Wort «Lyrik» als Synonym für «wirres Zeug». Diese Häme hat ihren Ursprung vielleicht in der historischen Romantik, seit Carl Gustav Jochmann in seiner Schrift *Über die Sprache* «die Dominanz der poetischen Sprache» für die Rückständigkeit der deutschen Publizistik seiner Zeit verantwortlich machte. Mit «Lyrik» sollte Lyrik nichts zu schaffen haben. Ihtretwegen suspendiert man sich von pragmatischen Interessen und erwartet Anerkennung außerhalb der Relationen von Aufwand und Nutzen. Niemand muß dabei so tun, als könne er das Rad des Glücks bei der sozialen Versorgung seiner Dichterexistenz neu erfinden. Das Bedienungspersonal jenes Glücksrads ist mit den Betreibern des Themenkarussells in der literarischen Marktnischenöffentlichkeit identisch. Ich hatte nach der Wende wenig Pech beim sogenannten Klinkenputzen, erhielt ein paar Fördergroschen und sollte sogar einmal Mitglied einer Jury werden, die über die Vergabe von Literaturstipendien entscheidet. Aber ich wollte keine Funktion übernehmen, in der man so tun muß, als ob das Verschenken von staatlichem Geld von ästhetischen Qualitätskriterien abhängig wäre. Und der Stipendientbewerber nur wissen will, ob er die nächsten paar Monate finanziell über die Runden kommt.

Ein paar schmale Bücher habe ich geschrieben. Sie haben mir weder genutzt noch geschadet. Die Arbeit, die man nicht sieht, ist in der Regel die aufwendigste. Um mein Leben habe ich bestimmt nie schreiben müssen. Unter einem literarischen Scheherazadekomplex litt ich auch nicht. Das beste Neue ist immer das höchste Alte, was zum Beispiel die grünen Spitzen in den Kronen alter Bäume beweisen. Einmal, als gerade Ostbiografien angesagt waren, saugte ich mir einen fast zweihundertseitigen Wortfluß aus den Fingern. Es wurde eine Mischung aus biografischer Erinnerungsprosa, lügenmärchenhafter Groteske und Traumerzählung, ich nannte es «*Lebenslauf*» (nur authentisch in Anführungszeichen) und war nach der Veröffentlichung auf Reaktionen gespannt. Aber die wenigen für dergleichen Kleinverlagsprodukte zuständigen Pressestimmen wollten oder konnten die Form nicht lesen und nahmen das Buch als irgendeinen Beitrag zur DDR-Vergangenheitsbewältigung



in Prosa. Obwohl es doch extra gegen den Strich der Mode geschrieben war, «sich seine Ostbiografien so hinzubiegen, daß sie auch der Westen trashig findet». Woraufhin ich mich kurz fragte, ob das Image der Unverstandtheit etwas für mich sei. Doch ich taugte weder zum Mitläufer noch zum Außenseiter.

In der DDR der letzten Tage stellte die Machtreklame keine Herausforderung für die Nerven der Lyrik dar. Die SED-Propaganda reizte bestenfalls zu Galgenhumor. Die Freiheit des Worts war zwar ein Mündel von Betonköpfen, doch gerade deshalb wurde sie zur Zeitbombe, tickend in jeder Lücke, die sich im Fassadensozialismus bildete. Unter Verhältnissen, in denen die Wahrheit ideologisiert wird, kann das Wort nicht mündig werden. Die Angst der Herrschenden vor der Freiheit gab den Dichtern das Gefühl, etwas Weltbewegendes sagen zu können. Den Nachweis ihrer magischen Wirkungsmacht lieferten Schreibverbote, Inhaftierungen, Abschiebungen in den Westen. Mit dem Mauerfall und der Kapitulation des SED-Regimes verlor auch das unangepaßte Wort seinen Sinn. Und wurde sofort an das Geld und an «die Diskurse» Westdeutschlands verwiesen. – Seitdem vom Genre der Lyrik nicht mehr erwartet wird, daß es Mauern zum Einsturz bringen und auch sonst kein weithin bemerkbares Ereignis mehr sein kann, erhebt es sich aus den Ruinen seines gesellschaftlichen Rufes zu gut organisierten Events. Zum Beispiel «Poetry Slam». Als diese Veranstaltungsform aufkam, dachte ich zuerst an Beatnik-Renaissance, aber dann stellte sich heraus, daß es nur eine Art Fitness-Center für faule Witze war. Dort wurden vorwiegend auf Punk frisierte Büttenreden für Poesie gehalten und damit die Erwartung von Poesie zum Narren. Doch auch die vornehmeren Spektakel, die lyrischen Events für feinere Ohren, wirkten auf mich zunehmend komisch und nicht weniger surreal; ich verließ einmal so ein Fest und notierte später ins Tagebuch, ich sei bei einem Stimmenvergleich hysterischer Echokammerjungfern gewesen. Lesungen schienen jedenfalls auch keine Lösung mehr zu sein. Ich weiß nicht, warum ich nur noch schwarz sah. Vielleicht wurde mein Gemüt Opfer einer hysterischen Blindheit angesichts eines Überflusses, in dem ich mich noch überflüssiger fühlte als in den Zeiten des Mangels. Jedenfalls gingen meine einstigen Motivationen baden. Es kam zu Desillusionierungen, die sich gewaschen hatten. Die Welt war zur Scheibe geworden, zur Manifestationsfläche eines um sich greifenden Machbarkeitswahns. Um die Wendezeit herum verbreitete sich aus den Orchideenfächern das Gerücht vom Ende der Geschichte. Wenig später erkannte man den Irrtum und nahm zur Kenntnis, daß der Zeitgeist eine historische Pause genutzt hatte, um das Rad der Geschichte zur Turbine umzubauen. Für Leute mit technischem Fachverstand ist das wahrscheinlich kein tragfähiges Bild. Es mag hier auch nur für das Gespenst der Beschleunigung stehen, das im Informationsalter jedes Wort zur Antiquität macht, das sich nicht mit der Geschwindigkeit des elektrischen Stroms bewegt. Wo war die Zeit für Lyrik geblieben? Sie war noch da, in der allereinfachsten Weise, als die Zeit, die sich einer privat nimmt, um Gedichte zu lesen, aus welchem Jahrhundert auch immer. In den Dichterlesungszirkus bin ich bald nicht mehr gegangen. Sooft ich auf einer Veranstaltung war, überfiel mich der Wunsch, woanders zu sein. Wahrscheinlich sitzt man automatisch im falschen Bild, sobald man sich plazieren läßt.

In der Konsumgesellschaft liegt die kommerzielle Werbung wie Mehltau auf den Oberflächen der physischen Alltagsrealität und erstickt nichtmonetäre Impulse schon bei ihrer Geburt oder will wenigstens der verführerischste Schmus sein, den die Welt seit Luzifers Apfelreklame je gesehen hat. Gleich mit der Wende begrub die Reizüberflutung die im Osten gehegte Vorstellung, daß die Wahrheit eigentlich auf der Straße liege. Auf der Straße, wo manchmal ein verlorener Schuh lag, der, wenn die Melancholie darüber stolperte, wie das Zeugnis eines fremden Verzweifeln am eigenen Werdegang aussehen konnte; auf der Straße, wo man sich nach jedem zerknüllten Zettel bückte, weil darauf eine Nachricht aus der verschollenen Wirklichkeit stehen konnte. Nach der Wende lag und spreizte sich auf derselben Straße schlagartig nur noch der Abhub einer Wegwerfgesellschaft. Diesen wenigstens geistig wieder zu beseitigen, hätte es sofort einer weiteren, einer inneren Revolution bedurft. Selbst die Sprache erschien mir vorübergehend nur noch als Material einer Wegwerfgesellschaft, was daran lag, daß das Chaos des Ostens im eigenen Kopf Zeit brauchte, um die Struktur der neuen Ordnung zu realisieren.

Zur Kenntnis zu nehmen war ferner, daß die Sprache, die wir sprachen und schrieben, jetzt nicht mehr als Ausdruck innerer Such- und Fluchtbewegungen gewertet wurde, sondern als Sklavensprache, bestenfalls als eine Art von Blues des Ostens. Aussichtslos, dem Westen jetzt noch klarmachen zu wollen, daß er uns eigentlich gar nichts zu sagen hatte, vor allem darum nicht, weil wir seine Sprache auch außerhalb kommerzieller Zusammenhänge als eine Händler- und Konsumentensprache empfanden. Bekanntschaften mit Westdeutschen, die in den Osten gekommen waren, liefen auf stets die gleiche stupide Form von Enttäuschung hinaus: Man sprach sich an, setzte, wie im Osten gewohnt, Anarchie des Begegnens samt Vertrauen in interessante Entwicklungen mit offenem Ausgang voraus und war doch in zu vielen Fällen, noch während man zuhörte, schon übers Ohr gehauen: weil man mit einer Prämisse des Gegenüber nicht gerechnet hatte: unbedingte Vorteilnahme auf Kosten des anderen. Tauschten die Enttäuschten ihre Erfahrungen aus, kamen sie unweigerlich zu dem Schluß, daß mit in den Osten drängenden Westdeutschen besser nicht auf rein freundschaftlicher Ebene zu verkehren sei. Das mag sich befremdlich lesen für jeden, der die zwischenmenschlichen Beziehungen in der DDR als von Mißtrauen oder Stasiparanoia geprägte kennt. Doch der einstige Reflex des apriorischen Mißtrauens schloß die Fähigkeit zum Vertrauen in andere Menschen nicht aus. Das allgegenwärtige Stasiphantom hatte schließlich kein Gesicht, die Menschen in der Nähe schon. Daraus ergab sich ein moralischer Ausnahmezustand, dessen Souverän die Hoffnung war, daß die Wege der Freundschaft nicht zwangsläufig auf erkennungsdienstliche Behandlungen hinauslaufen mußten. Dies erwähne ich hier ohne Anspruch auf Objektivität. Ich gebe lediglich Ansichten eines jungen Mannes wieder, dem einerseits die Verheißungen des freien Westens zu Kopfe gestiegen waren, und der andererseits ein selbstgenügsamer Wildwuchs des Ostens bleiben sollte. Als solcher kam er nach dem Bruch des blockpolitischen Staudamms etliche Jahre lang nicht aus dem Staunen heraus über den Zustrom von Leuten aus dem Westen, die sich im Prenzlauer Berg wie Goldgräber aufführten. Sie vereinnahmten das Viertel über die Köpfe seiner Bewohner hinweg. Sie besaßen alles mögliche, Geld, kulturelle Bildung, Weltläufigkeit, Unternehmergeist, auch hochgepflegtes

Unbehagen an der eigenen Identität als Deutsche, eins besaßen sie nicht: Neugier auf das Fremde, das ihnen jeden Tag in Gestalt der schon lange hier Lebenden über den Weg lief. Nach meiner Ansicht waren diese Leute Luxusmob, der den Prenzlauer Berg mit einer Geisterstadt verwechselte und alle Einheimischen mit Schatten, die nur unnötig die Sicht auf seine Life-Style-Projekte versperrten. Aber das ist eine verjäherte Geschichte, deren Kränkungen mag man getrost unter nostalgischem Ulk abbuchen. Der rasende Wandel der Lebensgrundlagen verfügte übrigens auch über kein Gesicht. Anfreundungen also unmöglich.

Die existentiellen Notwendigkeiten von gestern wurden in Wohlstandswatte verpackt und berührten sich gegenseitig nur noch in Erinnerungen an ein gegenstandslos gewordenes Gemeinschaftsgefühl. Zu dessen Blütezeiten hatte von bürgerlicher Mündigkeit nie die Rede sein können; wir waren uns selbst überlassen gewesen, in Freiräumen, die der Verfall abwarf. In ihrem provisorischen Schutz hatte man gedacht, zur Schau gestellte Naivität sei die beste Reaktion auf die mundtot machende Realität. Naivität war nicht Unbedarftheit, sondern untergründige Alternative zu den Gleichschaltungszumutungen der Diktatur gewesen. Gewohnheiten werden Gefängnisse, wenn sie ihre Voraussetzungen überleben. Das Naive in der Kunst ist damit nicht gemeint, es möge unabhängig von jeglicher Staatsform ewig leben. Das Phänomen der kollektiv erworbenen, ostentativen Naivität, die sich beispielsweise im verzögerungstaktischen Dummstellreflex gegenüber behördlicher Willkür äußerte, durchzog freilich sämtliche Mangelwirtschaftsverhältnisse. Die allgemeine Notbehelfsmentalität ließ sich kaum von Bauernschläue oder Schlitzohrigkeit unterscheiden, nicht gerade Tugenden, deren Verlust ich nachtrauere.

In den abgeriegelten Zeiträumen der ostdeutschen Jahre war meine Gesinnung weder revolutionär noch antirevolutionär gewesen. Ich hatte überhaupt keine Gesinnung, höchstens einen Glauben an das göttliche Grundprinzip allen Lebens. Ich war unpolitisch eingestellt. Ich laborierte von Jugend an aus Leibeskräften an der Frage, wie man sich als Kind einer siegreichen Revolution so unattraktiv für die Siegesverwalter machen kann, daß ihnen der Appetit auf die eigene Brut vergeht. Andere aus meiner Generation werden vornehmere Beweggründe für ihr herrschaftskritisches Verhalten gehabt haben. Wenn aber die Söhne und Töchter noch als Erwachsene daran glaubten, daß die Idee des Kommunismus immer wieder nur aus ihrer verfehlten Umsetzung durch die Väter gerettet werden müsse, wurden sie unvermeidlich zu Akteuren einer sinnlosen Tragödie. Sinnlos, weil darin das Problem der Selbsterkenntnis an eine materialistische Halluzination delegiert wurde, die sich «historische Gesetzmäßigkeit» nannte. Der Titel eines Buchs von Thomas Brasch, *Vor den Vätern sterben die Söhne*, mag hierbei als Umschreibung des schwarzen Lochs gelten, das die politischen Revolutionen des 20. Jahrhunderts in die Welt gerissen hatten. Und wie edel auch immer die Motive der von den Verwüstungen der Vergangenheit verschont gebliebenen Sozialutopisten von heute sein mögen, die materielle Umsetzung des alten Traums vom Ausgang aus dem Alptraum der Geschichte führt in die Hölle. Das lehrt die Geschichte, von der es wiederum heißt, daß sie der beste Lehrmeister mit den schlechtesten Schülern sei. Das kulturtechnisch überbegabte Individuum von heute

ist gemeinhin geistig vaterlos, aber maschinenhörig, weltoffen, aber fremd im eigenen Land, und es starrt auf den Computer wie auf ein Lösungsversprechen von Problemen, die es ohne den Rechner nicht hätte. Seine Bereitschaft, überall einzugreifen und zu helfen, wächst umso mehr, je weniger ihm zu helfen ist in seinem Glauben an sich als einen helfenden Engel, der an einer globalistischen Konstruktion des Himmels auf Erden mitwirkt.

«Woran glaubst du?», fragte mich die Freundin eines Bruders bei einem Wiedersehen nach mehr als dreißig Jahren. «Eigentlich bin ich von Kindesbeinen an Kommunist», scherzte ich, um auf unsere biografische Herkunft aus linientreuen Elternhäusern zu verweisen. Und ich wollte nicht unnötig mit der Auskunft verwirren, daß ich an Nichts glaube, dieses «Nichts» aber alles andere sei als das Nichts der Nihilisten. Die Wahrheit ist zumutbar, außer auf Familienfeiern. Eine Zeitung behauptete einmal, das einzige, was in der DDR wirklich funktioniert habe, sei die Entchristianisierung der Bevölkerung gewesen. Da ist etwas dran, allerdings rappelte sich der Wunsch nach dem Glauben in nicht wenigen. Ich erinnere mich etlicher Gespräche mit Freunden und Bekannten, deren Gegenstand das Leiden unter einem Mangel an Religion war. Manch einer suchte den Glauben wie einen vom Atheismus belagerten Weg in die innere Freiheit und schlug sich mit den plattesten Argumenten herum, als wären es unhintergehbare Autoritäten. Jemand erzählte mir einmal, wenn er in eine Kirche ginge, hörte er statt Gottes Stimme nur den Hall seiner eigenen Schritte. Andere sogen das numinose Desiderat bereits mit der Muttermilch auf, genossen den Heimvorteil einer christlichen Erziehung, mußten diese jedoch verstecken, wenn sie außerhalb der kirchlichen Refugien gesellschaftlich etwas werden wollten. Manche von jenen versteckten ihren Glauben so gründlich vor der Außenwelt, daß sie ihn auch zu Hause nicht mehr wiederfanden. Oder der Glauben stieß einem plötzlich zu, wie ein unglaubliches Ereignis im Leben, nach dem, wie man sagt, nichts mehr so ist wie vorher. Wenn es stimmen würde, daß das Sein das Bewußtsein bestimmt, hätte ich «in Religion unmusikalisch» bleiben müssen. In der atheistischen Umgebung meiner Kindheit und Jugend wurde der Glauben an den Schöpfer des Universums als die Schrulle von seltsam beschränkten Menschen dargestellt. Meinen Eltern lag die Kirche ferner als der Mond, und als ich in die Pubertät kam und zum erstenmal das Wort «Konfirmand» hörte, hielt ich es für eine Gebäcksorte. Die Sphäre des Glaubens eröffnete sich dann über die Orgelwerke von Bach. Bachs tonale Gotik war, obgleich es mitunter so empfunden wird, kein Gottesbeweis, aber die Architektur seiner Fugenkunst brachte Ordnung in meinen Sinn für das Höchste. Frieden, Schmerz und Freude durchdrangen meine Seele und gaben ihr ein Gefühl, «wie wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte». Fortan genügte es mir zu wissen, daß Bach an Gott geglaubt hatte, um beim Lesen der Bibel die Stimme des Ozeans zu hören. Ich näherte mich den Mysterien des Glaubens mit dem Kompaß der Musik, die Gott verherrlichte. Das Brausen der Barockorgel blies den Staub von diesem uralten Rätsel. Mir dämmerte das grundsätzlich Falsche an der kommunistischen Ideologie, sie hatte sich einen «neuen Menschen» auf die Fahnen geschrieben, ohne dessen Urheber Jesus Christus beim Namen zu nennen. Sie hatte ihren Kindern eingetrichtert, daß das Elend dieser Welt sich durch die Abschaffung der Eigentumsverhältnisse in ein Himmelreich auf Erden wandeln könne. Dort wo sie siegreich war, versiegte der Glaube.

Oder ging in den Untergrund und mußte bestenfalls dem Zweifel den Platz an der alten Sonne der Erkenntnis von Gut und Böse überlassen. Soweit die Mär von der Vernunft des Fortschritts, der von Epoche zu Epoche den Menschen immer mehr zum Teil der Maschinen macht, die er erfindet, um gleicher als Gott zu werden. «Der Übermensch», sagte Karl Kraus ironisch, «ist ein verfrühtes Projekt, das den Menschen voraussetzt.» Um bei der persönlichen Wahrheit zu bleiben: Mein Glaube war wechselhaft, er kam und verschwand wie die Sonne im April. Er fehlte mir ungefähr so wie jenem Narren sein Schlüssel, den er im Dunkeln verlor, jedoch nur an den Stellen suchte, die von den Straßenlaternen beleuchtet wurden. Doch dann stieß ich zufällig auf ein Buch mit den Schriften Meister Eckharts. Da funkte es plötzlich wieder und entfachte ein Feuer, das den Verstand verbrannte, den Geist aber nicht. Es ließ für Augenblicke das Tageslicht verblassen. Ein mystisches Erweckungserlebnis. Das Gefühl einer Gegenwart jenseits von Raum und Zeit, Momente schwerer Gewißheit: Gott ist Mensch geworden, um uns zuliebe seine wesentliche Unbegreifbarkeit hinzugeben. Das steht fest, so fest wie der festeste Fels, der je einer Feder entsprang: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, liebe Gott wie das einzige Licht, unter dem du über deinen Schatten springen kannst. Wer das glaubt, der wird selig, betet für seine Feinde, auf daß diese ihn das Beten nicht lehren müssen. Oder macht es einfach wie die alten Perser, spannt seinen Bogen und sagt die Wahrheit. ... «Nur was sich nie und nirgends hat begeben / das allein veraltet nie», sagte Schiller. «Was trifft, trifft auch zu», sagte Karl Kraus. Nichtzutreffendes bitte streichen.

«Sitzt man, so wird man zur Beute des Ärgsten, das man in sich hat. Der Mensch ist nicht zum dauernden Sitzen geschaffen.», sagte E. M. Cioran. Der Mensch ist zum Gehen geschaffen, und das Gehen ist eine Form des Wartens auf das Kommende. So gesehen, könnte man auch gleich gespannt sitzenbleiben, oder so zu gehen zu versuchen, daß man allen Geläufigkeiten entgeht. Wie man dabei verständlich bleiben soll, weiß ich nicht. Hier berührt sich die Frage des Schreibens mit dem Leben. Die Kundschaft des Lebens ist der Tod, die Kundschaft des Schreibens das Lesen. Das Schreiben als Kundgebung des Lebens wird entweder zur strukturell faulen Ausrede, weil heutzutage alle Welt mehr schreibt als liest und sich dabei an Verständlichkeit unaufhörlich überbietet. Oder es wird wieder zu dem, was es einmal war: Zeugnis der Abwesenheit, stromversorgungsloser Aderlaß im Spiegel eines weißen Blatts Papier, das immer ein guter Platz ist, von dem aus einer sein übervolles Herz an den Kosmos hängen kann. Alles berühren zu wollen, ist ein armseliges Verlangen. Mich wundert, daß ich das noch immer verspüre, ohne sofort den Boden unter den Füßen zu verlieren. Wir sind halb, können uns nicht zerteilen, nur mitteilen, einander ergänzen, aus alt neu machen. Will einer heute noch Zeilen für die Ewigkeit schreiben, landet er als Ewiggestriger im Alltagsarchiv der allseits Gegenwärtigen. Ich verliere gern, vor allem Worte, über die Vergeblichkeit des Schreibens, und daß man sie annehmen muß wie ein Urteil, dessen Revision in den Sternen steht.

Was von den lyrischen Substanzen der einstigen Freunde des freien Wortspiels inmitten zur Sprachlosigkeit tendierender Verhältnisse heute übrig geblieben ist, weiß ich nicht, weil sich unsere Wege schon vor mehr als zwei Jahrzehnten endgültig getrennt haben. Die

früheren Echos aufeinander, die Gemeinsamkeit konstituierten, waren den räumlichen Engen des Ostens geschuldet. Nachdem diese wegfielen, verlor sich die Notwendigkeit, miteinander etwas anzufangen. Es gibt aber Grund zu der Vermutung, daß die Werke von einigen nicht nur Schnee von gestern sind, sondern eine Humusschicht in der modernen Bodenlosigkeit bilden, in der die poetischen Wortgewächse jüngerer Generationen ihre Luftwurzeln schlagen. Mag sich die Germanistik mit der Spurensondierung beschäftigen. Ich lasse das alles mal so stehen. Das Vorliegende ist voller Geschichten, die nicht erzählt, und voller Gedanken, die nicht entwickelt wurden. Mag daher auch die Konvention links liegenbleiben, daß ein Text ein schlüssiges Ende haben muß. Der erste Satz wird einem geschenkt, oder man leiht ihn sich aus einer vertrauenswürdigen Quelle. Nichts geht wirklich verloren, es befindet sich nur irgendwo, wo es nicht hingehört. Ein letzter Satz für diesen Rückblick will sich nicht finden lassen, also schließe ich mit dem vorletzten, der Fontane zugeschrieben wird.

## Der Autor

**Andreas Koziol**, 1957 in Suhl geboren, ist ein deutscher Autor und Lyriker. Zahlreiche Übersetzungen und Nachdichtungen aus dem Russischen, Ungarischen und Englischen. Er lebt und arbeitet in Berlin.

Koziol gehörte mit Jan Faktor, Johannes Jansen, Uwe Kolbe, Frank-Wolf Matthies, Bert Papenfuß-Gorek, Stefan Döring und Ulrich Zieger zu den bedeutenden Autoren der Ost-Berliner Literatur- und Kunstszene des Prenzlauer Bergs.

## Impressum

Herausgeberin: Heinrich-Böll-Stiftung e.V., Schumannstraße 8, 10117 Berlin  
E [info@boell.de](mailto:info@boell.de)

Erscheinungsort: [www.boell.de](http://www.boell.de)

Erscheinungsdatum: September 2020

Lizenz: © Heinrich-Böll-Stiftung, 2020

Die vorliegende Publikation spiegelt nicht notwendigerweise die Meinung der Heinrich-Böll-Stiftung wider.

Weitere E-Books zum Downloaden unter  
[www.boell.de/publikationen](http://www.boell.de/publikationen)

